Autobiographische Praktiken des Erinnerns und Vergessens

Soziale Ungleichheiten in Karrierewegen ostdeutscher Professor*innen

Laura Behrmann und Hanna Haag[1]

1. Einleitung

Biographische Erinnerungen wissenschaftlicher Lebenswege werden vermehrt öffentlich gemacht und transportieren individuelle Korrekturen gesellschaftlich dominanter Narrative.[2] Auffällig ist dabei, dass die biographischen Erzählungen von Wissenschaftler*innen der Verklärung des meritokratischen Leistungsprinzips mit ihrer Geschichte individuell erfahrener kategorialer Ungleichbehandlung widersprechen (Eribon 2020; Ernaux 2023). Dies ist nicht überraschend, denn auch statistisch zeigt sich, dass wissenschaftliche Karrierewege sozial selektiert sind (Laufenberg 2016; Keil 2018; Blome 2023; Möller 2015; Graf 2015): Nach wie vor sind nur rund 26 Prozent der Professuren mit Frauen und nur knapp 10 Prozent mit Menschen besetzt, die aus der Arbeiterschicht kommen (Mau/Huschka 2010; Zimmer 2021).

Unserem Beitrag liegen 18 autobiographische Manuskripte eines Buchprojektes zugrunde (Behrmann et al. 2024), für das wir ostdeutsche Professor*innen unterschiedlicher Disziplinen und verschiedener Kohorten (geboren 1942 bis 1982) gebeten haben, ihren eigenen Weg in die Wissenschaft aufzuschreiben. Sie gehören damit zu den wenigen, unterrepräsentierten ostdeutschen Professor*innen im deutschen Wissenschaftssystem (Kollmorgen 2017, 2024). Wir nehmen in den Blick, welche Bedeutung die Biographieträger*innen ihrer regionalen Herkunft für ihren Weg zukommen lassen, wie sie diese aushandeln und welche Rolle dabei weitere Dimensionen sozialer Benachteiligung in Wissenschaftskarrieren wie Geschlecht oder nicht-akademische Herkunft spielen.

Biographietheoretisch interessiert uns, was auf der Vorderbühne „vergessen“ und was „erinnert“ wird und welchen Einfluss kollektives Erinnern und Vergessen auf autobiographische Erzählungen nehmen. Demnach wollen wir ergründen, wie sich kollektiv verhandelte Narrative auf der einen und der individuelle Umgang mit der eigenen Vergangenheit auf der anderen Seite zueinander verhalten, in welchem Verhältnis somit gesellschaftliches und individuelles Erinnern und Vergessen zueinanderstehen. Anhand der Thematisierung der Benachteiligungsdimensionen und ihrer intersektionalen

1 Die Autorinnen haben einen gleichwertigen Beitrag zur Fertigstellung des Manuskripts geleistet und teilen sich die Erstautorinnenschaft.

2 Der Begriff des Narratives findet eine vielfältige Anwendung und hat unterschiedliche Ausrichtungen. Unser Verständnis begreift Narrative als Geschichten (in) der Gesellschaft. Entsprechend ist es notwendig, das narrative Material zu hinterfragen: Wer produziert welche Arten von Geschichten, wo sind sie anzutreffen und unter welchen Umständen rechenschaftspflichtig, welche Interessen werden verbreitet und wie gewinnen Narrative an Popularität? (Gubrium/Holstein 2010: 19).

Überlagerung können wir die Verwobenheit von individuellem und sozialem Gedächtnis zeigen[3]. Vergessen gehört zu einem funktionalen Konstruktionsprozess von Autobiographien, insbesondere dann, wenn kollektiv oder in der öffentlichen Auseinandersetzung um die DDR verhandeltes Wissen einbezogen werden muss. Diskussionswürdig ist damit abschließend, welche Phänomene und Prozesse sozialer Benachteiligung über autobiographische Erfahrungen zugänglich gemacht werden können (Mazzei/Jackson 2009). Der Beitrag verbindet somit die mikrosoziologische Perspektive der Ungleichheitsforschung (Behrmann et al. 2018) mit biographietheoretischen Überlegungen (Leonhard et al. 2023) und Aspekten sozialer Gedächtnisforschung.

Nach einer Einführung in das Konzept der Autosoziobiographie (Abschnitt 2) widmen wir uns im dritten Abschnitt dem Erinnern und Vergessen in Biographien als theoretische Rahmung im Zusammenhang mit der sozialen Ungleichheit. Abschnitt 4 gibt Einblicke in die Besonderheiten ostdeutscher Wissenschaftsbiographien. Darauf aufbauend stellen wir in Abschnitt 5 die Befunde dar. Ein Fazit (Abschnitt 6) führt die zentralen Aspekte bezogen auf das Erinnern und Vergessen sozialer Ungleichheiten zusammen.

2. Die Auto(sozio)biographie als relationales Selbstzeugnis

In den 2000ern taucht die Autosoziobiographie als öffentlichkeitswirksame sozialwissenschaftliche Ausdrucksform vor allem soziologischer Autor*innen vermehrt auf. Erfahrungen von Aufstiegen (Eribon 2017; Louis 2021) oder Transformation (Mau 2019) werden in sozialwissenschaftlich informierten Selbstbeschreibungen dem Publikum bereitgestellt (vgl. Jungbauer-Gans/Gross 2010; Reuter et al. 2020). Diese Autosoziobiographien setzen sich stets in Relation zur Gesellschaft, sie sind eigensinnig und erschaffen (Gegen-)Narrative der erlebten gesellschaftlichen Ordnung. Sie können somit Erfahrungen wie Ausgrenzung, Marginalisierung oder des Othering anzeigen und zeugen von Suchrichtungen für die Beschreibung erlebter Transformationsprozesse (der Gesellschaft oder der Milieuzugehörigkeit), aber auch sozialer Positionen in einer kontingenten sozialen Ordnung der Gegenwartsgesellschaft (Alheit 1989). Gerade die Verwobenheit der individuellen und sozialen Ebene in autobiographischen Erzählungen lässt sich mit dem Begriff der Autosoziobiographie noch präziser bestimmen. Mit dem Einschub des Präfix „sozio“ zwischen „Auto“ und „Biographie“ wird dem Umstand Rechnung getragen, dass Erzählsubjekte „nicht nur Deutungshoheit über das eigene Leben, sondern auch gegenüber der sozialen Gegenwart, an der sie als Akteur*innen aktiv mitwirken und der sie sich gleichermaßen ausgesetzt fühlen“ (Blome et al. 2022: 3) beanspruchen.

Dabei lässt sich jede Biographie in ihren diversen Ausdrucksformen als eine retrospektive Erzählung über das sinnhafte Handeln im Lebenslauf und somit als „Resultat eines Verarbeitungsprozesses vergangener Erlebnisse“ (Leonhard 2016: 70) einer Person fassen. Als biographische Erzählung des eigenen Lebens ist sie immer auch Arena der Identitätskonstruktion (Bernhard 2014). Für die Biographieforschung geht es folg-

3 Dabei tritt die „objektivierte Wirklichkeit“ der jeweiligen Gelegenheitsstrukturen in der Hintergrund, denn auch wenn faktisch die Phase der aktiven gegenprivilegierenden Bildungspolitik und maximalen Öffnung der Chancen für Arbeiter- und Bauernkinder in der DDR in den frühen 1960er Jahren bereits endete, hält sich das Narrativ hartnäckig (vgl. Miethe et al. 2015).

lich immer um das Wechselverhältnis zwischen subjektiven und sozialen Entwicklungsprozessen, und somit auch um das Erleben sozialer Ungleichheitsstrukturen, von Besser- und Schlechterstellung aufgrund der Einbettung in soziale Gruppen (Miethe 2020).

Bei den vorliegenden Autosoziobiographien handelt es sich um biographisches Material, das nicht, wie in der qualitativen Sozialforschung meist üblich, mit Hilfe des narrativen Interviews (Schütze 1983) in Interviewsituationen erhoben, sondern das von den Autobiograph*innen[4] eigenständig zusammengestellt, selbst verfasst wurde (vgl. Heinze 2010: 219 f). Anders als beim narrativen Interview (Schütze 1984), welches die biographische Stegreiferzählung mit impliziten häufig unbewussten Wissensbeständen evoziert, rückt im vorliegenden Material die reflexive Selbstdarstellung des oder der Autobiograph*in den Mittelpunkt (Schütze 2014). Autobiographische Texte lassen sich auch als „Ego-Dokumente" bezeichnen (Schulze 1996). Diese enthalten „Aussagen oder Aussagenpartikel, die – wenn auch in rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene[5] Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren" (ebd.: 28). Mehr als in biographischen Erzählungen ist hier die temporale Dreigliedrigkeit entscheidend: Das Schreiben erfolgt in der Gegenwart, bezieht sich auf die Vergangenheit (der Beschreibung) und antizipiert dabei stets die Rezeption der Selbstpräsentation in der Zukunft an ein Publikum als „mitgedachtes Gegenüber" (Heinze 2010: 206). Autobiographien stellen Relationen her und sind durch ihr Verhältnis zum sozialen Raum strukturiert, aber auch performativ durch die Praxis des Schreibens eines lesbaren, gar ästhetischen Textes (Reuter/Berli 2023). Die dominante Textsorte ist entsprechend die reflektierte, beschreibende und argumentierende Darstellung und nicht die selbstläufige Erzählung (Kallmeyer/Schütze 1977). Die Autobiographie lässt sich als „Zerreißprobe zwischen ihrem quasi-dokumentarischen Charakter – als Quelle der Geschichte menschlichen Geistes – und deren ästhetischer Überformung" (Holdenried 2000: 16) begreifen. Die Autor*innen müssen subjektive Erfahrungen temporal und relational übersetzen und mit ihren Beschreibungen und Argumenten überzeugen.

Die verfassten Biographien sind in diesem Zusammenhang besonders spannend, denn es handelt sich bei den Autobiograph*innen um Wissenschaftseliten und damit um Akteur*innen mit „Benennungsmacht" (Bourdieu 2016: 19), um „Deutungseliten" (Heinze 2010: 204), welchen qua gesellschaftlicher Stellung die Möglichkeit zugesprochen wird, über die individuelle Lebensgeschichte Einfluss auf kollektive Narrative über die Vergangenheit Bezug nehmen zu können. Die Autosoziobiographien überzeugen nicht nur vom subjektiven Erleben, sondern aktualisieren, transformieren und entwerfen Narrative gesellschaftlicher Ordnungen – die als erfahrungsgesättigte Narrative des Erlebens sozialer Ungleichheit verstanden werden können (Smith Ochoa/Yildiz 2022).

---

4 Will man die Merkmale einer Autobiographie näher bestimmen, deren theoretische wie methodologische Reflexion in der soziologischen Biographieforschung bislang nur rudimentär erfolgt ist (vgl. Alheit 1989; Heinze 2010), geschieht dies stets in Abgrenzung zu anderen Formen biographischer Wissensproduktion bzw. Wissensweitergabe.

5 Mit „erzwungen" ist hier der Kontext eines Verhörs oder einer Zeugenbefragung gemeint. Diese Art von autobiographischem Text spielt für diesen Beitrag jedoch keine Rolle.

3. Erinnern und Vergessen im biographischen Material

Die Autosoziobiographie bewegt sich an der Schnittstelle zwischen individuellem Erleben und Erinnern (Markowitsch/Welzer 2005) und kollektiver Erinnerung (Halbwachs 1967) und ist damit Ausdruck persönlicher Lebenswege in zeithistorischen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Dementsprechend erweisen sich biographische Erzählungen und das autobiographische Beschreiben als Schnittstellen verschiedener sozialer Gedächtnisse (Leonhard et al. 2023): Neben individuellen Bezügen (sprachlich, körperlich) sind in autobiographische Darstellungen stets auch diskursive, kollektive und institutionalisierte Narrative eingelagert (vgl. Hanses 2010: 253). Die Interpretation eigener Erfahrungen ist somit in gesellschaftliche Deutungsrahmen bzw. kulturell geformte Bezugsschemata eingebunden (Brandhorst 2015: 21 f.).

In Folge gesellschaftlicher Wandlungsprozesse und biographischer Brüche, wie sie im Zuge des Zusammenbruchs der DDR erlebt wurden, wird biographisches Wissen in Frage gestellt (Haag 2022; Lahusen 2013; Garz et al. 2018), worin sich die Spannung zwischen vergangenen Erfahrungen und gegenwärtigen Entwicklungen manifestiert (vgl. Miethe 2024). An dieser Stelle werden das Erinnern und Vergessen als untrennbare Operationsformen des Gedächtnisses besonders relevant. Uns interessiert die Bezugnahme zu zentralen Narrativen über den Erinnerungsraum Ost: das Narrativ der ‚arbeiterlichen' ostdeutschen Gesellschaft und des Gleichberechtigungsvorsprungs in der DDR respektive in Ostdeutschland (Ahbe 2011). Martin Sabrow (2010) stellte in diesem Zusammenhang die Asymmetrie zwischen Real- und Rezeptionsgeschichte heraus (Sabrow 2010: 14). Insbesondere dann, wenn die eigene Biographie durch den öffentlichen Umgang mit der erlebten Vergangenheit entwertet und infrage gestellt wurde, lässt sich zeigen, dass es zu Konflikten zwischen öffentlichen Diskursen und privater Gegenerinnerung kommt (Heß 2014). Zu den Erinnerungen an die Vergangenheit gehören also auch die allgegenwärtigen Zuschreibungen „Ost", die nach wie vor dem Narrativ einer anhaltenden nachholenden Modernisierung (Zapf 1994) und damit einer Rückständigkeit des Ostens bis hin zu einer Sündenbockposition bezüglich gesamtgesellschaftlicher Phänomene wie dem Erstarken des Rechtsradikalismus fungiert. Nicht zuletzt durch aktuelle Publikationen erfuhr die Debatte um die marginalisierende Zuschreibung „Ost" wieder Aufwind (Oschmann 2023).

Bezogen auf den Gegenstand des Beitrags steht das Ineinandergreifen individueller Gedächtnisleistungen hinsichtlich der eigenen ostdeutschen Wissenschaftsbiographie und deren sozialer Deutung im Fokus, mit denen sich der oder die Biograph*in im Prozess des Erinnerns respektive Vergessens auseinandersetzen muss bzw. implizit konfrontiert ist. In der individuellen Verarbeitung von Erfahrungen und der Konstitution von Wissen spiegeln sich also gesellschaftliche Zusammenhänge und soziale Praktiken, die in biographisches Wissen eingebunden sind (Dausien/Hanses 2017) und gerade im Falle von mächtigen Sprecher*innenpositionen in der Textform der Autobiographie Deutungen des Diskurses transportieren.

4. Ostdeutsche Wissenschaftsbiographien

Ostdeutsche Wissenschaftler*innen gehören heute neben weiteren Gruppen wie Migrant*innen oder Personen aus nichtakademischen Haushalten zu einer benachteiligten

Gruppe des deutschen Wissenschaftssystems (Kollmorgen 2017, 2024). Zwar war nach 1989/90 der Austausch der Eliten der DDR-Diktatur für den demokratischen Neuanfang notwendig (vgl. Hofmann 2010) aber die auch noch nach 35 Jahren bestehenden Ungleichheiten erklären sich daraus nicht unmittelbar (Lengfeld 2019). Ein Grund könnte der Transfer überwiegend junger westdeutscher Eliten nach 1990 sein, welche die Spitzenpositionen in Ostdeutschland aufgrund ihrer Verweildauer immer noch blockieren. Einher mit diesem Transfer ging auch die Etablierung einer neuen Kultur, die es erst einmal zu erlernen galt, denn die Transformation des Wissenschaftssystems erfolgte in einer Ausdehnung der westdeutschen Institutionen und Maßstäbe (vgl. Pasternack 2024; Martens 2024). Aus diesem Zusammenspiel des Personen- und Institutionstransfers resultiert eine anhaltende Benachteiligung der Ostdeutschen im Zugang zu den wenigen vakanten Spitzenpositionen (Hartmann 2024).

Wissenschaftler*innen, die in der DDR promoviert und habilitiert hatten, waren während und nach dem Transformationsprozess mehrfachen Prüfungen ausgesetzt. Kämpfe um Anerkennung waren für sie in Zeiten der Umwidmung und des Abbaus von Arbeitsbereichen und Lehrstühlen sowie der Übernahme ganzer Fachgebiete durch westdeutsche Kolleg*innen allgegenwärtig[6] (Schluchter 1993: 13; Martens 2024). Horst Sengert (1998) nahm diese Fremdheitserfahrung als Ausgangspunkt, um die Strategien und Erfahrungen ostdeutscher Wissenschaftler*innen im Transformationsprozess zu analysieren. Dabei unterschied er drei Modi der Fremdheit, von denen er den Modus der „ambivalenten Fremdheit" (ebd.: 36 f.) als zentral herausstellte. Lahusen (2010, 2013) diagnostizierte in ihrer Analyse von neu aufgelegten Autobiographien ostdeutscher Wissenschaftler eine Vielzahl von Widerstandsgeschichten und zeichnete die gegenwartsbezogenen Umdeutungen der Erfahrungen nach.

Weder Fremdheit noch Abwertung sind überwunden. In neueren Studien, die an diese Erfahrungen anschließen, wird verstärkt der Identitätsarbeit der Ostdeutschen nachgegangen, allerdings unter neuem Vorzeichen: Im Vordergrund steht nicht mehr das Defizitäre, sondern vielmehr die Möglichkeitsräume, die sich für viele Ostdeutsche – wie auch Migrant*innen – durch die „doppelte Sozialisation und Kulturalisierung" in zwei Systemen ergeben (Bednarz 2017; Kordaß 2022).

5. Soziale Ungleichheiten in ostdeutschen Wissenschaftsbiographien: Ostdeutsch, Arbeiterkind und Elternschaft

Wie die Professor*innen sich zu ihrer Herkunft „Ost" in ihren Autosoziobiographien positionieren soll nun Thema der folgenden Auseinandersetzung sein. Die Autobiograph*innen des genannten Buchprojektes, das diesem Beitrag als Datengrundlage dient, wurden über das Internet und Schneeballverfahren ausgesucht und mit stimulierenden Fragen gebeten, auf circa 35.000 Zeichen ihren wissenschaftlichen Werdegang und die Bedeutung ihrer „ostdeutschen" Herkunft zu schildern. Ziel war es, ein nach Disziplinen[7], Generationen und Geschlecht heterogenes Sample abzubilden, um dem Erfahrungsraum der wenigen ostdeutschen Professor*innen im deutschen Wissenschaftssystem Gehör zu verschaffen. Das Sample umfasst sieben Frauen und elf Männer, die in der DDR geboren und dort bzw. in Ostdeutschland vor allem bezogen auf

6 Pasternak (2024) verweist hier auf deutliche disziplinenspezifische und regionale Unterschiede.

7 Ähnlich wie Lahusen (2010) es für den Markt der Autobiographien festhält, ist auch bei uns der Anteil von Naturwissenschaftler:innen gering und die Geistes- und Sozialwissenschaftler:innen dominieren.

ihre Bildungslaufbahn und Karriere primär sozialisiert wurden.[8] Dreizehn Autobiograph*innen, in der DDR beschult, haben größtenteils dort studiert, promoviert oder sich gar habilitiert. Fünf von ihnen haben ihre Schulzeit erst nach der Wiedervereinigung beendet. Diese geschilderten Erfahrungsräume der Jüngeren unterscheiden sich, wie im Folgenden gezeigt werden soll, grundlegend von den älteren Jahrgängen in unserem Sample.[9]

Methodisch haben wir auf das offene Kodieren[10] (Glaser/Strauss 2006) sowie biographische Einzelfallbeschreibungen zurückgegriffen, die wir in einem komparativen, Kontraste aufsuchenden, Nebeneinanderlegen der Fallgeschichten und der gebildeten Kategorien zu den folgenden Befunden verdichten konnten. Sensibilisierender Ausgangspunkt unserer Analyse war die Frage, welche Bedeutung die Autor*innen ihrer regionalen (ostdeutschen) Herkunft beimessen. Dabei sind diese Auseinandersetzungen in den vorliegenden Autosoziobiographien mit der Anfrage an die Autor*innen von uns stimuliert. Unsere Analyse zielt nicht auf ein umfassendes Abbild, sondern möchte explorativ herausarbeiten, wie und was die Autor*innen vor diesem Hintergrund im Sinne einer Selbstpräsentation erinnern und was hingegen vergessen wird oder vergessen werden soll. Das Vergessen methodisch zu erfassen ist eine ungelöste Herausforderung der Gedächtnisforschung, denn es ist weitaus schwieriger zugänglich als das Erinnerte. Es ist nicht unser Ziel, einen Abgleich mit einer möglichen Realität vorzunehmen (der dann die Auslassungen sichtbar macht). Wir operationalisieren Vergessen einerseits über den komparativen Zugriff auf die individuellen Darstellungen. Über die Fälle eröffnet sich ein Raum der erinnerten Narrative, der in jeder Autosoziobiographie anders ausgehandelt, also vergessen oder eben erinnert wird. Somit wird andererseits das Vergessen im Aushandlungsprozess zwischen kollektiv geteilten Narrativen sichtbar.

Im Folgenden gliedern wir die Abschnitte nach dem Umgang mit der Kategorisierung als Ostdeutsche (5.1): A) Entgegensetzung, B) Verschleierung und C) Identitätsbildung, anschließend gehen wir auf die Intersektion mit sozialer Herkunft und Geschlecht (5.2) ein. Diese Reihenfolge ist zugleich Ausdruck unserer Befunde, die zeigen, dass das „Ostdeutsch-gemacht werden“ in den jüngeren Jahrgängen in der Verschränkung von Benachteiligungen aufgrund sozialer Herkunft und Geschlecht zur Verfestigung eines „Ostdeutsch-Seins“ beiträgt.

8 In unserem Sample findet sich nur eine Person, die in den 1970er Jahren geboren in den frühen 90er Jahren in Westdeutschland studierte, dort promovierte, um dann im europäischen Ausland ihre wissenschaftliche Karriere zu beginnen.

9 Eine klare Jahrgangszäsur lässt sich in diesem Fall nicht ausmachen. Es geht uns vielmehr um den Kontrast zwischen der berufsbiographischen Sozialisation (mindestens Promotion) in der DDR bzw. in der BRD.

10 Das vollzogene Kodieren wurde zum einen zum Erfassen verschiedener Lebensphasen genutzt (Kindheit, Schulzeit, Studium etc.), aber auch zur Beschreibung der Karrierebedingungen sowie den darin enthaltenden Bewertungen (zum Beispiel hemmende und förderliche Bedingungen des Bildungsweges). Darüber hinaus haben wir die Kategorie „Wahrnehmung von Ungleichheiten“ durch Kodes wie Generation, soziale Herkunftsfamilie, geschlechtliche Gleichstellung etc. im jeweiligen Kontext – DDR, Endphase der DDR, Vereinigung und Ostdeutschland – kodiert und dabei insbesondere ihrer intersektionale Überlagerung beachtet.

5.1 Zwischen „Ostdeutsch-gemacht werden" und „Ostdeutsch-Sein"

Ausgangspunkt unserer Überlegungen ist die Frage: Wie wird mit der ostdeutschen Herkunft umgegangen? Wie positionieren die Autor*innen diese in ihrer Autobiographie?

Ostdeutsch zu sein bedeutet in allen Fällen unseres Samples und in unterschiedlichen Situationen eine Auseinandersetzung mit einem *Othering*, das beispielsweise durch Aussagepraktiken virulent wird. Die Kategorie „ostdeutsch"[11] entwickelt sich aus einer Anrufung „des Westens"[12] als einer Art *Gegen-Othering*. Das Verhältnis dieser binären Kategorien ist unweigerlich mit spezifischen Zuschreibungen des jeweils Anderen verbunden, wobei diskursive Schieflagen und Machtasymmetrien im Hinblick auf die Frage der Deutungsmacht bestehen: Es handelt sich um ein repressives *Othering* (Schwalbe et al. 2000) welches Nährboden von Diskriminierungen[13] ist. So beschreibt eine der jüngsten Professorinnen unseres Sample, Mandy Schiefner-Rohs (geboren 1980 in der Nähe von Leipzig, studiert und promoviert nach der Wende, seit 2013 Universitätsprofessorin für Pädagogik an der RPTU Kaiserslautern-Landau) folgende Jugenderinnerung:

> *So kam ich aus einer Polytechnischen Oberschule in Sachsen in eine Grundschule, in einem katholisch geprägten Vorort einer kleineren westdeutschen Stadt. Ich war damit nicht nur „die Neue" in der Klasse, sondern zudem auch noch „von drüben". Ich weiß noch sehr gut, dass ich nun Teil einer Gruppe von Kindern in der Klasse wurde, deren Familien nicht schon immer in dieser Stadt oder zumindest in der Region gewohnt haben. Wir waren die „Zugezogenen": in meinem Fall ein Kind aus Vietnam, ein Kind sogenannter Russlanddeutschen und ich, die Ostdeutsche. Und ich hatte das Gefühl, als Gruppe von Schüler*innen wurden wir auch immer mit einem leicht mitleidigem Blick bedacht. (Schiefner-Rohs 2024: 346f.)*

Entscheidend für diese Diskriminierung ist die Markierung als Ostdeutsche, die Fremdheit ausdrückt. Der Osten ist relational hergestellt, um mit Oschmann zu sprechen, eine „westdeutsche Erfindung" (2023). Das *Othering* führt bis heute zu Situationen, in denen Autobiograph*innen Desinteresse, fehlende Anerkennung, Vorbehalte und eben auch Diskriminierung erfahren. Für Ingrid Miethe (geboren 1962 in Plauen, nach der Wende studiert und promoviert, Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Universität Gießen) war die ostdeutsche Herkunft immer ein Hindernis: „Das ist wie eine unsichtbare Wand aus Vorurteilen und Ignoranz, gegen die man noch nicht einmal anrennen kann, weil sie sich in Luft auflöst, sobald man dagegen rennt, um sich

11 Streng genommen müssten wir hier von einem „Ostdeutsch-Sein-gemacht-werden" sprechen, es geht also auch bewusst um die Umgangsweisen mit der Fremdzuschreibung und Etikettierung.

12 Anzumerken ist, dass es auch „den Westen" als solchen per se nicht gibt, sondern auch diese Bezeichnung ein Konstrukt ist. Im Diskurs zeichnet sich jedoch eine Machtasymmetrie ab, „der Osten" wird problematisiert – ein Diskurs, der bis heute anhält (vgl. Kordaß 2022; Weber 2021).

13 Albert Scherr präzisierte das Verhältnis zwischen Othering und Diskriminierung: „Diskriminierung basiert auf kategorialen, d. h. vermeintlich trennscharfen und eindeutigen Unterscheidungen, mit denen diejenigen markiert werden, die sich in irgendeiner Weise vom angenommenen Normalfall des vollwertigen Gesellschaftsmitglieds unterscheiden." (Scherr 2015: 8).

doch eine Sekunde später einen Millimeter daneben neu aufzubauen.“ Die binäre Kategorie wird aufrechterhalten, ständig aktualisiert und damit Grenzen gezogen und Teilhabe erschwert. Dabei bleibt auffällig diffus, was es genau bedeutet, „Ostdeutsche*r“ zu sein. Almut Beige (geboren 1970 in der Nähe von Helmstedt, studiert und promoviert nach der Wende, heute Associate Professor für Quantum Photonics an der University of Leeds, GB) fasst die Erfahrungen ihrer Studienzeit in Göttingen wie folgt zusammen: „Viele Westdeutsche schienen nicht die geringste Ahnung vom Leben [im Osten; Anm. der Verf.] zu haben, haben aber trotzdem auf mich herabgeschaut.“ (Beige 2024: 159) Es werden kaum konkrete Erfahrungen oder lebensweltliche Bezüge zum Gegenstand gemacht oder gar mit dem „Westen“ kontrastiert – vielmehr werden Vorurteile positioniert: „Als Ostdeutsche sei ich autoritätsgläubig, rechtsextrem, zurückgebelieben und faul.“ (Miethe 2024: 239).

Festzuhalten bleibt: Erst mit dem Zusammenbruch der DDR einerseits und dem Beitritt zur BRD andererseits werden die ehemaligen Blockkonstellationen des Kalten Krieges in das innerdeutsche Ensemble überführt und als ost- und westdeutsch beschrieben. Die Kategorien Ost und West erweisen sich als hochgradig abrufbare und ständig aktualisierte Kategorien. Vergessen und Erinnern stehen in einem Wechselverhältnis mit Aktualisierungen und Adressierungen durch Dritte und damit in engem Zusammenhang mit gesellschaftlich verfestigten Repräsentationen verbunden mit abwertenden Deutungen und Erzählungen über die DDR bzw. „den Osten“ (Matthäus/Kubiak 2015).

Entsprechend konnten wir in unserem Datenmaterial drei Muster der Aushandlung über die Kategorisierung als Ostdeutsche identifizieren: A) Entgegensetzung, B) Verschleierung und C) Identitätsbildung. Wie wir zeigen werden, sind diese Muster in unserem Material relational, von erlebter Zeit (Lebensalter) und Karrierestufe zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung, strukturiert[14].

A) Entgegensetzung „wir alle wurden plötzlich unter der Einheitskategorie ‚Ossi‘ zusammengefasst“[15]

„Ossi-Sein“ ist eine pauschale Kategorisierung, die die Vielfalt der Akteur*innen und Relationen missachtet – wie Miethe fast zynisch ausführt: „Egal ob Erich Honecker, mein SED-Vater oder ich – wir alle wurden plötzlich unter der Einheitskategorie ‚Ossi‘ zusammengefasst“ (Miethe 2024: 239).

Mit der Ansprache als „Ostdeutsche“ sollte etwas zusammengeführt werden, was als kollektiver Bezugsraum der Biograph*innen gar nicht existierte, denn die Gesellschaft der DDR war politisch tief gespalten. Reiner Eckert (geboren 1950 in Potsdam, studiert und promoviert vor der Wende, 2001 Habilitation und seit 2006 außerplanmäßiger Professor für Politikwissenschaft an der Universität Leipzig) dokumentiert die aus dieser Anrufung resultierenden Suchbewegungen nach einer adäquaten Selbstbeschreibung mit folgender Einordnung:

14 Der Befund ist dabei weder theoretisch überraschend noch bezogen auf unseren Gegenstand neu, wie die umfangreiche Literatur zum Zusammenspiel von Generation und Umgang mit dem Umbruch zeigt (vgl. unter anderem Schüle et al. 2006; Rosenthal 2000; Geulen 1998).

15 Miethe 2024: 239.

> *Ja, ich bin Ostdeutscher. Diese Aussage ist einerseits richtig, andererseits beschreibt sie mich nur unzulänglich. Denn ich bin auch Europäer, Deutscher, Protestant, Wissenschaftler, Museumsmensch, Sozialdemokrat und demokratischer Sozialist. […] Eines war ich aber nie: DDR-Bürger – allerdings nur in meiner Selbstsicht, nicht in der der Herrschenden. So lebte ich 39 Jahre in der DDR, war formal Staatsbürger dieses Landes, jedoch war die SED-Diktatur nie meine Heimat. (Eckert 2024: 162)*

Autobiographisch provoziert die Anrufung „Ostdeutsch" eine Positionierung. Der Bezug auf die Vergangenheit – noch dazu als vermeintlich kollektive Erfahrung – entgrenzt noch einmal, was bereits entgrenzt war. In diesen Darstellungen wiederholt sich die bereits von der „als homogen verstandenen sozialistischen Gesellschaft" unterschätzte „kreative Varianz der individualbiographischen Identitätsentfaltung" (Schütze 2014: 168). Für Rosemarie Will (geboren 1949 in Bernsdorf, promoviert und habilitiert vor der Wende, 1989 ordentliche Professorin für das Fach Staatsrecht, nach der Abwicklung 2000 erneut berufene Professorin für öffentliches Recht, Verbeamtung 2003), ist es ungleich schwieriger, ihren Weg fortzusetzen.

> *Rückblickend schaue ich verwundert zurück auf diese Zeit [als Dekanin während und nach der Wende, Anm. die Verf.], auf meine Tatkraft, mein Durchsetzungsvermögen und meinen Glauben an eine Wiedervereinigung, in der auch Ostjuristen ihren Platz finden können. Dass alle, die dies nicht politisch wollten – zum Beispiel viele meiner juristischen Kollegen aus der Freien Universität – mich deshalb permanent auch als Person angriffen, wegen meiner DDR-Vergangenheit aber auch wegen der Art, wie ich das Dekanat führte, verstand ich als Teil einer machtpolitischen Auseinandersetzung, die es zu überleben galt. Erst später ist mir klar geworden, in wie viele Abgründe ich hätte stürzen können und wieviel Zeit und Kraft mich das gekostet hat. (Will 2024: 440)*

Der politische Transfer von Institutionen und Personen überlagert die Biographien dieser Generation nachhaltig, sie provoziert biographische Brüche und ist somit für die Autosoziobiograph*innen nicht zu vergessen. Sie wird in einem Spannungsfeld von DDR-Vergangenheit und Wende erzeugt und erfordert von den Biograph*innen ein Management ihrer Positionierung entlang der neu arrangierten Ordnung (vgl. Sengert 1998).

Die Entscheidungen in der DDR und in der Wendezeit haben Konsequenzen für den biographischen Verlauf. Für Eckert, der im Konflikt mit dem DDR-Regime stand, aber in seiner Karriere schon weiter fortgeschritten war, wird es im wiedervereinigten Deutschland aufgrund seiner politischen Haltung schwierig, seine wissenschaftliche Karriere fortzusetzen:

> *Das führte am Institut für Geschichtswissenschaften zu einer „Lex Eckert" in der festgelegt wurde, dass eine solche Habilitation nur möglich ist, wenn die Promotion mit „Summa cum laude" absolviert worden war. […] Da ich wegen der bewusst falschen Beantwortung einer Frage in der Marxismus-Leninismus-Prüfung „nur" mit „Magna cum laude" abgeschlossen hatte, war mein weiterer*

> *wissenschaftlicher Weg an der Humboldt-Universität versperrt (Eckert 2024: 178).*

Seine Haltung bei der nebenberuflichen Promotion 1984 unter erschwerten Bedingungen hat Konsequenzen für die 2001 eingereichte Habilitation.

Auch wenn wir in unserem Sample aufgrund der Selektion nach „Professor*innen" nur Personen haben, die diesen politisch initiierten Prozess erfolgreich durchlaufen haben, zeigt sich doch für alle vor 1970 Geborenen, dass diese Phase einen Wendepunkt darstellt, in dem Unsicherheiten und Unwägbarkeiten die Biographien prägten. So entstanden verheilte, aber sichtbare Narben in den erfolgreichen Wissenschaftskarrieren; sichtbar in Rückstufungen, in verschiedenen Funktionswechseln oder dem sehr späten Ruf auf eine Professur – die nicht vergessen und aufgrund des Erfolges auch erinnert werden können.

Die Forderung nach einem „Ostdeutsch-Sein" kann von dieser Gruppe nur zurückgewiesen werden: Einen Osten gab es für diese Akteursgruppe nicht, weder als gemeinsamen Erfahrungsraum noch als gemeinsame Identität und schon gar nicht als minderwertig – sie wurden erst im Zuge der Konfrontation mit dem Westen zu „Ostdeutschen" und verhandeln ihre Vergangenheit nun sinnhaft in Bezug auf die Anrufung der Gegenwart.

B) Verschleierung „Tu einfach so, als ob Du ein Wessi bist."[16]

Miethe beschreibt, dass neben der Aushandlung der Anrufungen auch die Verschleierung der Herkunft eine strategische Option darstellt, was sich „(leider) als die beste Strategie (erwies), um halbwegs eine Chance auf Akzeptanz zu haben. Tu einfach so, als ob Du ein Wessi bist. Sprich nur über Themen, die sie auch kennen." (Miethe 2024: 242)

Wir interpretieren diese Reaktion als eine Aneignung der strukturellen Benachteiligung aufgrund der Herkunft, die in individuellen Handlungsstrategien zur Vermeidung jeglicher Hinweise auf diese Benachteiligung besteht. Diese Anpassung an die Deutungshoheit des westdeutschen Wissenschaftsbetriebs stellt einen Ausweg dar:

> *Ich habe mich deshalb in Forschung und Lehre ganz auf „unverdächtige" kanonische Autoren und Epochen konzentriert, z.B. Schiller und Kleist, Kafka und Benjamin, also Literatur um 1800 und Klassische Moderne. Und tatsächlich hat seit 1990 niemand im Fach eine Professur bekommen, wenn DDR-Literatur zu seinen oder ihren Forschungsfeldern gehört(e)! Die Literatur der DDR ist im öffentlichen Raum genauso vergiftet wie eine ostdeutsche Herkunft und scheinbar alles, was in irgendeiner Art und Weise damit in Verbindung zu bringen ist. (Oschmann 2024: 286).*

Die Auswirkungen des hegemonialen, monokulturell ausgerichteten Wissenschaftsbetriebs werden in diesem Beispiel deutlich durch die Einschränkung der Themenvielfalt sichtbar. Die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler geben an, dass sie „geläutert" seien (vgl. Sengert 1998: 33). Ostdeutsch-Sein wird als Ausgangspunkt struktureller

16 Miethe 2024: 242.

Diskriminierungen wahrgenommen. Durch das Verstecken der Herkunft wird das *Othering* als Nährboden der Diskriminierung dabei allerdings gleichsam aufrechterhalten.

Gleichzeitig lässt sich eine Veränderung in der Bedeutung der Anrufung beobachten: In autobiographischen Texten wird im Generationsvergleich ein Wandel erkennbar, weg von politischen Auseinandersetzungen mit dem Ostdeutsch-Sein hin zu einer unklaren Herkunftsbezeichnung, die Ausdruck von erlebter Benachteiligung ist.

C) Identitätsbildung „Ich bin in Ostdeutschland geboren und dies prägt mich, aber ich bin auch mehr als das.“[17]

Ostdeutsch-Sein als identitätsstiftender Bezugspunkt wird vor allem von jenen, die sich als „Dazwischenkind“ begreifen, in zwei Aspekten verhandelt: der Gemeinsamkeitssuche sowie der Betonung von Potenzialen der Herkunft. So schreibt etwa Jens Weber, er sei „zu jung um die Nachteile der DDR so richtig gesehen, erlebt und gespürt zu haben, aber auch alt genug, um es halt doch zu kennen und vor allem die Umbrüche und Unsicherheiten der Nachwendezeit gesehen zu haben“ (Weber 2024: 425). (Jens Weber, geboren 1981 in Löbau, heute Professor für Physikalische Chemie, Hochschule Zittau/Görlitz).

Dieser jüngsten Gruppe in unserem Sample bereiten die Ambivalenzen der DDR mit ihren zahlreichen Spaltungslinien bei der Anpassung der Fremdzuschreibung als Ostdeutsch keine Schwierigkeiten mehr. In der Identitätssuche bietet die ostdeutsche Herkunft vielmehr einen Anker, der vor allem in der Vergewisserung gemeinsamer Erfahrungen unter Ostdeutschen stattfindet – Verweise auf die Vergangenheit verbinden Menschen. Oft geben Auseinandersetzungen mit kulturhegemonial westdeutschen Selbstverständlichkeiten Anlass dafür. Im engen Kreis ist es möglich, diese Alltäglichkeiten ironisch zu bearbeiten, die in ihrer diskriminierenden Wirkung jedoch der Selbstbestätigung der eigenen Identitätswurzeln dienen, wie Jane Porath beschreibt: „Die gemeinsame Herkunft aus Mecklenburg-Vorpommern verband, auch ohne sich genauer zu kennen.“ (Porath 2024: 335) (Jane Porath, geboren 1982 in Neubrandenburg, seit 2017 Professorin für Pädagogik an der Hochschule der Bundesagentur für Arbeit, Schwerin). Es sind häufig die kleinen Momente, in denen die Gemeinsamkeiten in Bezug auf Herkunft (mit Kolleginnen und Kollegen, Studierenden) die Zusammenarbeit stärken und fördern.

Darüber hinaus gibt es eine Form des Selbstbewusstseins, die auf dem Erleben von sozialen Veränderungen beruht. Karin Lohr (geboren 1954 in Mühlhausen/Thüringen, studiert, promoviert und habilitiert vor der Wende, seit 2005 apl. Prof. an der Humboldt Universität für Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse) sieht ihre regionale Herkunft dementsprechend als Ressource:

> *Geschichte erlebt zu haben und ein anderes Gesellschaftssystem zu kennen, auch damit verbunden, auf eben diese spezifischen Erfahrungen zurückgreifen zu können und über Kompetenzen und Orientierungen zu verfügen, die auch in der bundesdeutschen Gegenwart relevant gemacht werden konnten. (Lohr 2024: 232)*

17 Porath 2024: 337

Die kulturelle Gruppenzugehörigkeit als Ostdeutsche, die von den Westdeutschen einer anderen Gruppe zugeschrieben wird, erlaubt es Lohr durch den Systemumbruch, der auch ein biographischer Bruch ist, die bislang unsichtbare regionale Herkunft als Potenzial und Möglichkeitsraum zu begreifen, die auch im vereinten Deutschland von Bedeutung sind. In jüngeren Biographien finden wir vermehrt Hinweise auf solche Deutungen.

> *Wendekinder haben also durch die doppelte Sozialisation in zwei Systemen Erfahrungen gesammelt, die durch enorme Wandlungsprozesse geprägt waren. Transformationskompetenz ist eine positive und reflexive Nutzung dieser Erfahrungen. Ich empfinde mich einerseits selbst noch auf dem Weg zur Nutzung dieser Erfahrungen und freue mich, wenn ich andere Personen dabei ebenfalls unterstützen kann, andererseits glaube ich, dass das Konstrukt der Transformationskompetenz auf alle Personen zutrifft, die Wandlungsprozesse durchleben. Ich bin in Ostdeutschland geboren und dies prägt mich, aber ich bin auch mehr als das (Porath 2024: 337).*

Die Biographin bezeichnet sich als „Ostdeutsch" aufgrund ihrer Stärke und Kompetenz, aber auch als Mittel gegen das Vergessen ihrer Lesarten der Geschichte.

Ihr Narrativ wird durch ihre Erfahrungen in verschiedenen Systemen und ihrer Reflexion über gesellschaftliche Bedingungen bereichert, was sich in auffälligen Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Gesellschaft in den Autosoziobiographien widerspiegelt. Vor allem strukturelle Benachteiligung im Bildungs- und Wissenschaftssystem werden von unseren Autor*innen angesprochen: „Meine ostdeutsche Biographie hat aber auch Auswirkungen auf mein Gerechtigkeitsempfinden" (Schiefner-Rohs 2024: 352).

5.2 Ostdeutsch, Arbeiterkind und überzeugt von der Vereinbarkeit

Junge Autobiograph*innen betonen ihr Gerechtigkeitsempfinden, indem sie andere Dimensionen sozialer Benachteiligung im bestehenden gesellschaftlichen Gefüge als zentral empfinden. Porath schreibt dazu:

> *Meine prägendste Erfahrung im Studium war während des Diplomandenseminars. Es ging um Lern- und Leistungserfolg. Die Aussage des Anstoßes: Studierende aus strukturschwachen Bundesländern, mit bildungsfernem Elternhaus, in dem beide Elternteile ohne Abitur sind (es gab eine dritte Komponente, die ebenfalls auf mich zutraf), werden wenn überhaupt das Studium nur mit der Note „ausreichend" bestehen (Porath 2024: 330f.).*

Zwar generierte diese Zuschreibung bei Jane Porath eine zielführende Trotzreaktion. Dennoch beschreibt sie ein Diskriminierungsnarrativ, das fortlaufend, auch medial, aktualisiert wird (Oschmann 2023). Durch die Überlagerung mehrerer Benachteiligungsfaktoren verhärtet sich dieses Narrativ. Hier wird neben der ostdeutschen Herkunft auch die soziale Herkunft zu einem Thema für junge Menschen, denn Klassismus ist ein Gegenwartsphänomen, insbesondere im Hochschulsystem (vgl. Gamper/Kupfer 2023). Laut Schiefner-Rohs lässt sich daraus folgern:

> *Wichtig ist mir aber auch, eine Verbindungslinie zu ziehen zu Erfahrungen, die eben nicht zwingend „nur" ostdeutsch sind, weil sie auch im Westen Deutschlands bis heute vorhanden sind: die Erfahrung sog. „Arbeiterkinder" auf dem Weg zur Professur (vgl. Reuter et al. 2020); also das (selbstverständliche) Einnehmen von Orten und damit verbunden Rollen, die scheinbar auf den ersten Blick nicht für einen gemacht sind (Schiefner-Rohs 2024: 351).*

Die „hybride Biographie als ‚ostdeutsches Arbeitermädchen'" beschreibt die Überlagerung zentraler Benachteiligungserfahrungen im Wissenschaftsbetrieb (Möller 2015; Zimmer 2021). Dies steht im Kontrast zu den Erfahrungsschilderungen der vor 1970 Geborenen. Karin Lohr (2024: 232) betont, dass die soziale Herkunft im Sinne der Zugehörigkeit zum Arbeitermilieu in ihrer Berufsbiographie keine Rolle gespielt habe, „zumindest nicht in Bezug auf Entwicklungsmöglichkeiten und Chancen, eine wissenschaftliche Karriere zu verfolgen". Wenngleich also Diskriminierungserfahrungen vor allem von Arbeiter- und Bauernkindern im Bildung- und Hochschulsystem weniger beschrieben werden, so zeigt sich doch an den Artikulationen „feiner" Unterschiede (wie die Bedeutung des Kontaktes zu Kindern aus dem akademischen Milieu, vgl. Trappe 2024), dass es sich bei der DDR keinesfalls um einen Erfahrungsraum einer klassenlosen Gesellschaft handelte. Auch bezogen auf das Geschlecht zeigen unter anderem die Arbeiten von Ingrid Miethe, dass entgegen der hier teils vorliegenden Erfahrungsschilderungen auch das DDR-Wissenschaftssystem keinesfalls chancengleich war (Miethe 2007). Jürgen Budde (2003) führte dies auf die von der SED-Regierung forcierte und priorisierte Förderung von Arbeiter- und Bauernkindern und damit der klassenmäßigen Chancengleichheit gegenüber vergeschlechtlichter Ungleichheit zurück.[18] Obgleich also offenbar empirisch belegtes Wissen über die sozialen Unterschiede im Wissenschaftssystem der DDR vorliegen, bleibt das Narrativ der ostdeutschen egalitären Gesellschaft, in der Klassenzugehörigkeit und Geschlecht keine Kriterien für beruflichen Erfolg bedeuteten, über die Grenzen der Generationenzugehörigkeit bestehen, bzw. wird von den Jüngeren sogar aktualisiert.

In der Diskussion über Benachteiligungen, die im westdeutschen Wissenschaftssystem erfahren werden, werden zugleich auch Erzählungen von „familienbezogenen sozialen Infrastrukturen in der DDR" sichtbar, welche ein Studium mit Kind(ern) insgesamt problemlos ermöglichten und zur Normalität machten. In Bezug auf die Kategorie Geschlecht beschreibt Miethe das Kinderkriegen in der DDR als „keine große Sache". Es erfolgte „nebenbei" (Miethe 2024: 237). Jedoch gestaltete sich das Studieren mit Kindern nach der Wende sehr schwierig: Als Autorin und Mutter erhielt sie für ihr Studium kein BAföG, da sie zu alt war:

> *Es war für ihn offensichtlich ein völlig abwegiger Gedanke, dass eine Mutter mit einem so kleinen Kind ein Studium anfängt. Von da an wusste ich: Diese neue Gesellschaft bringt nicht nur Vorteile für mich. Als Frau und Mutter habe ich jetzt mit ganz neuen Hürden zu tun (ebd.: 239).*

18 Anzumerken ist, dass die Umsetzung der Ideologie an der Realität scheiterte: Miethe et al. kommen zu dem Schluss, dass bereits ab Anfang der 1960er Jahre sich eine zunehmende Schließung vollzog (2007), ab den 1970er Jahren war ein Aufstiegsstau zu verzeichnen, die Elite hatte sich dann vorwiegend aus den eigenen Reihen rekrutiert (Solga 1995; Vester 1994).

Hildebrandt betont, dass das Geschlecht während der DDR-Zeit gegenüber der Klassenzugehörigkeit zweitrangig war (Hildebrandt 2000). Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf wurde durch ein umfassendes staatliches Betreuungsangebot ermöglicht – nicht durch gezielte Frauenförderung. Auch das Narrativ der Geschlechtergerechtigkeit erweist sich somit als höchst ambivalent (Trappe 1995). Im Vergleich zum westdeutschen Familienmodell und den Anforderungen des gegenwärtigen Wissenschaftsbetriebs stellt die Vereinbarkeitsfrage jedoch besonders für junge Frauen ein wichtiges Thema dar. Legitimiert durch ihre Herkunft allerdings lehnen unsere jungen Autobiographinnen diese Wertvorstellungen ab.

> *Die wichtigste Person in diesen Phasen war daher mein Partner, der – auch in Ostdeutschland aufgewachsen – ähnliche Wertvorstellungen (Stichwort Vereinbarkeit) hat, aber auch das Arbeiten an der Universität kennt (Schiefner-Rohs 2024: 350).*

Und somit bleibt das Thema auch für ostdeutsche Männer relevant: Weber betont die Bedeutung der Vereinbarkeitsfrage und bindet sie an seine ostdeutsche Prägung und das Narrativ der lückenlosen Versorgungslage in der DDR, was wiederum ein Bezugspunkt ist:

> *Es war immer klar, dass ich am Abend nicht lange im Institut bleibe, dass die Familie ihren Anteil hat und auch meine Frau immer arbeiten ging. Das war zu einem gewissen Anteil doch anders, als es vielleicht bei einigen anderen Kollegen war, vielleicht war ich auch einer der ersten Gruppenleiter, der eine Elternteilzeit nahm. In dem Hinblick kam auch die Entscheidung dazu, dass wir als Familie nicht nach Südwestdeutschland gehen würden, wenn meine Zeit in Potsdam zu Ende sein muss – vielleicht damals ein Vorurteil – aber eine funktionierende Kinderbetreuung, nicht nur am Vormittag, war (und ist) für uns relevant (Weber 2024: 424).*

Die Artikulation von Einstellungen – sowohl hinsichtlich der Möglichkeiten von Arbeiterkindern als auch der Vereinbarkeit von Familie und Beruf – wird im wiedervereinigten Deutschland zum Indikator für die Sozialisation im „Osten" und hat identitätsbildenden Einfluss auf die jüngere Generation. Diese Wechselwirkung führt zu einer Überlagerung von Benachteiligungserfahrungen im „Osten" mit faktischen Konsequenzen wie der Präferenz für bestimmte Lebensorte oder auch Partnerwahl. Sie wird jedoch auch zum Motor der Identitätsbildung in Ostdeutschland, wobei die jüngere Generation Narrative einer früher vermeintlich gerechteren Gesellschaft selbstbewusst als Vorteile der ostdeutschen Lebenswelt positioniert (Haag/Rose 2024): positiv besetzt stiftet es orientierende und mobilisierende Einheit eines Wir-Gefühls (vgl. Schütze 2014). Während der Osten im westdeutschen Hochschul- und Karrieresystem vergessen wird, wird er unter Gleichgesinnten aktiv erinnert.

6. Autobiographisches Erinnern und Vergessen sozialer Ungleichheiten

Betrachtet man die Themen Erinnern und Vergessen in den Autobiographien unseres Samples, lassen sich unterschiedliche Herangehensweisen im Umgang mit Erfahrungen

und Interpretationen sozialer Ungleichheit feststellen, welche wir im Folgenden zusammenführen. Auffällig ist, dass in allen Autobiographien ein Wechsel zwischen der Betonung von Differenzen auf der einen Seite und dem stillen Vergessen sozialer Ungleichheit auf der anderen Seite stattfindet. Dies ist einerseits eingebettet in den gesellschaftlichen Wandel im Zuge der Systemtransformation, welche als Kontinuitätsbruch ein Davor und Danach markiert (Haag 2022). Andererseits ist es offensichtlich, dass die Feldlogiken des westdeutschen Wissenschaftssystems neue Formen struktureller Benachteiligung von Frauen sowie von Personen nicht-akademischer Herkunft geführt haben und sich zum Beispiel Fragen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf neu stellen und damit Erinnerungen aktiviert werden.

Für die Frage des Erinnerns und Vergessens, so unser vorläufiges Ergebnis, ist es entscheidend, welchen Stellenwert Erfahrungen vor, während und nach der Wende, sowie DDR-bezogene Narrative einerseits und Postwendenarrative andererseits für die biographische Verarbeitung des Wandlungsprozesses besitzen. Dabei spielt auch die relationale, zeitlich strukturierte Identitätsarbeit eine große Rolle.

Bei der Frage nach der regionalen Herkunft scheint dieser Zusammenhang besonders eindrücklich. Für unsere Biograph*innen ist das Ostdeutsch-Sein häufig mit Erfahrungen des Desinteresses, der Ignoranz sowie der Abwertung und Stigmatisierung durch Andere verbunden. Die unserem Sample angehörenden ostdeutschen Wissenschaftler*innen sahen und sehen sich nach wie vor mit der normativen Ordnung zweier Kategorien konfrontiert: Ost und West. Diese Kategorisierung speist sich auch in biographische Erinnerungs- und Vergessensprozesse ein.

Im Zuge der politischen Wende wird von „dem Osten“ oft als ein Kollektiv gesprochen, obwohl dieses gerade für die älteren Biograph*innen als solches nicht existierte. Entsprechend reagieren sie mit einem betonten Erinnern von Divergenzen: Die politische Positionierung spielt(e) dabei eine zentrale Rolle und wird in den Biographien erinnert. „Der Westen“ initiiert diese Auseinandersetzung nicht nur wiederholt, sondern prägt sie auch aufgrund seiner Deutungshoheit. Entscheidend ist, dass die diskursive Aneignung bezogen auf die DDR-Vergangenheit sowie den gesellschaftlichen Wandel durch dominante Narrative geprägt ist, die unter der ostdeutschen Bevölkerung zumindest teilweise retrospektive Umdeutungen in der eigenen Biographie hervorrufen. Paradox ist dies insofern, als für die älteren Biograph*innen das Ostdeutsch-Sein zwar zunächst keine Relevanz besitzt. Mit der nachträglichen Adressierung als Ostdeutsche sind sie aber in besonderem Maße herausgefordert, sich mit der kollektiven Zuschreibung auseinanderzusetzen und dies eben aufgrund einer von Deutungskonflikten geprägten DDR-Vergangenheit.

Bei jüngeren Biograph*innen tritt das Ostdeutsch-Sein teilweise in den Hintergrund und kann sogar verschleiert oder vergessen werden. Doch dieses Vergessen der Herkunft ist ein bewusster Prozess, der nur durch den Verzicht auf Erinnerungen und Markierungen möglich wird. Dabei geht mit diesem Vergessen keine Egalisierung oder Verminderung des Ostdeutsch-Seins einher. Stattdessen handelt es sich um eine aktive Leistung der jüngeren Biograph*innen, die das Vergessen nutzen, um sich bewusst in der Welt zu orientieren (Luhmann 1998). Eine Ursache für das Vergessen ist die Selektivität des Gedächtnisses (Dimbath 2014), welches sich „von Vergangenem als Orientierungshorizont und Legitimierungsinstanz gegenwärtigen Entscheidens entlasten (muss)“ (Schützeichel 2003: 202). Solch eine Vergessenssituation entspricht also einer

Verschleierung, die aus dem Dilemma der Positionierung sowie der antizipierten Diskriminierung resultiert. Mit diesem Vergessen geht der Inhalt nicht verloren, sondern beschreibt den Umstand, „dass wir über etwas verfügen, auf das wir aktuell weder automatisch noch bewusst zugreifen können" (Dimbath/Heinlein 2015: 80).

Unsere Analysen zeigen, dass das „Ostdeutsch-Sein" über die Kohorten hinweg mit anderen Dimensionen der Benachteiligung interagiert. Erfahrungen von Ungleichheiten aufgrund des Geschlechts und der sozialen Herkunft als Arbeiterkind gehören zu den Wissenschaftskarrieren. Die soziale Herkunft findet Eingang in die biographischen Darstellungen: Im Vergleich aber zeigt sich, dass die Erfahrung des Aufstiegs älterer Biograph*innen vor dem Hintergrund förderlicher Gelegenheitsstrukturen eher vergessen werden können, solange ein reibungsloser Aufstieg ermöglicht wurde. Wenn diese Strukturen wegfallen, verlieren sie an Selbstverständlichkeit und stellen die meritokratische Idee im Wissenschaftsbetrieb in Frage – die insbesondere von den Nachwendebiograph*innen aktiv und appellativ markiert werden.

Mit dem Zusammenbruch der DDR und deren Transformation intensivierte sich insbesondere in den weiblichen Wissenschaftsbiographien die Auseinandersetzung mit ihrem Geschlecht. Standen dabei zunächst Besonderheiten einer weiblichen Wissenschaftskarriere im Fokus, trat im Verlauf vermehrt die Vereinbarkeitsfrage in den Vordergrund, die auch männliche Wissenschaftler markieren.

Sowohl die Vereinbarkeitsfrage als auch die des sozialen Aufstiegs wird vor der Vergleichsfolie einer durch die Biograph*innen als egalitär narrativierten DDR-Gesellschaft verhandelt. Die Kategorien sozialer Benachteiligung werden durch Erfahrungen in der gegenwärtigen Gesellschaft virulent und sie tragen zum Beleben eines kollektiven Narrativ bei. Die junge Generation erfährt somit einen im Wesentlichen unpolitischen Begriff des Ostens und trägt – derzeit meist lautlos – ein selbstbewusst lesbares Narrativ einer fortschrittlichen Gesellschaft weiter (das historisch wiederum irritiert, vgl. Miethe 2007, 2015; Solga 1995). Die Überlagerung von intersektionalen Benachteiligungsdimensionen ist daher in die Verbindung von individuellem und sozialem Gedächtnis eingebettet. Dabei zeigt sich, dass das Vergessen zu einem funktionalen und notwendigen Konstruktionsprozess von erfolgreichen Autobiographien gehört (vgl. bezüglich sozialer Beziehungen: Hilmar 2023). Hier aber ist interessant, dass die Verweise auf die Vergangenheit bei jüngeren Generationen zu einem Zusammenhalt führen können, während sie bei älteren Generationen eher Spaltung hervorrufen.

Unsere Analysen zeigen, dass die autobiographischen Darstellungen in diesem Sinne einen „appellativen" Charakter haben: Die Biograph*innen erinnern sich um Leser*innen von dem (abweichenden) Erleben zu überzeugen – und mit ihrem deutungsmächtigen Status verbindet sich durchaus die Möglichkeit über die individuelle Lebensgeschichte Einfluss auf Narrative über die Vergangenheit nehmen zu können – zum Beispiel durch ein gezieltes „undoing inequality". Wenn wir auf die Kategorie „Ostdeutsch" blicken, fällt auf, dass sich zunächst alle mit ihrer Herkunft auseinandersetzen, auch wenn sich die Umgangsweisen deutlich (und aufgrund des historischen Erfahrungsraums) unterscheiden. Während viele Autobiograph*innen ihre regionale Herkunft vor allem mit Abwertungserfahrungen in Verbindung bringen, können jüngere diese auch als Stärke positionieren und lösen sich somit aus den Abwertungen der ostdeutschen Gesellschaft heraus (vgl. auch Haag 2022). Gleichzeitig ist anzumerken, dass die Selbstzuschreibungen in unserem selektiven Sample von erfolgreichen Wissenschaftler*innen in keinem Fall zu einer negativen Selbstzuschreibung führen – dazu

wären weitere Studien erforderlich. Das Erinnern erfolgt also intentional und in Form eines „gezielten – nicht automatischen – Rückgriff(s)“ (Dimbath/Heinlein 2015: 80) auf Vergangenes vor dem Hintergrund des Erlebens der Gegenwart. So dienen Erinnern und Vergessen auf individueller Ebene der Strukturierung und Orientierung in der Gegenwart und tragen damit zur Genese von Narrativen der Erfahrung sozialer Ungleichheit (also der systematischer Schlechter- oder Besserstellung sozialer Gruppen) bei.

LITERATUR

Ahbe, Thomas (2011): Competing Master Narrative. Geschichtspolitik and Identity Discourse in Three German Societies, in: Nick Hodgin und Caroline Pearce (Hg.): The GDR Remembered. Representations of the East German State since 1989, Studies in German Literature Linguistics and Culture, Rochester: Boydell & Brewer, 221-249. https://doi.org/10.1017/9781571137715.012

Alheit, Peter (1989): Erzählform und „soziales Gedächtnis“. Beispiel beginnender Traditionsbildung im autobiographischen Erinnerungsprozeß, in: Ders. und Erika M. Hoerning: Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung, Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag, 123-147.

Bednarz, Dan (2017): East German Intellectuals and the Unification of Germany. An Ethnographic View, Palgrave Studies in Social Science History, Cham: Springer International Publishing. https://doi.org/10.1007/978-3-319-42951-9

Behrmann, Laura, Falk Eckert und Andreas Gefken (2018): Prozesse sozialer Ungleichheit aus mikrosoziologischer Perspektive. In: Laura Behrmann, Falk Eckert, Andreas Gefken und Peter Berger (Hg.): Sozialstrukturanalyse. Doing Inequality, Prozesse sozialer Ungleichheit im Blick qualitativer Sozialforschung, Wiesbaden: VS Springer, 1-34. https://doi.org/10.1007/978-3-658-07420-3_1

Behrmann, Laura, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.) (2024): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript.

Bernhard, Stefan (2014): Identitätskonstruktionen in narrativen Interviews. Ein Operationalisierungsvorschlag im Anschluss an die relationale Netzwerktheorie, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, 15, Heft 3, Art. 1.

Blome, Eva, Philipp Lammers und Sarah Seidel (2022): Zur Poetik und Politik der Autosoziobiographie. In: Dies. (Hg.): Autosoziobiographie. Poetik und Politik, Abhandlungen zur Literaturwissenschaft, Berlin, Heidelberg: J.B. Metzler, 1-14. https://doi.org/10.1007/978-3-662-64367-9_1

Blome, Frerk (2023): Universitätskarrieren und soziale Klasse. Soziale Aufstiegs- und Reproduktionsmechanismen in der Rechts- und Erziehungswissenschaft, Weinheim: Beltz Juventa.

Bourdieu, Pierre (2016[4]): Sozialer Raum und „Klassen“. Zwei Vorlesungen mit einer Bibliographie der Schriften Pierre Bourdieus von Yvette Delsaut, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 500, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre und Loïc Wacquant (1996): Reflexive Anthropologie. Übersetzt von Hella Beister, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Brandhorst, Rosa María (2015): Migration und transnationale Familien im sozialen Wandel. Zugleich Dissertation Universität Göttingen 2014, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-09169-9

Dausien, Bettina und Andreas Hanses (2017): „Biographisches Wissen“ – Erinnerung an ein uneingelöstes Forschungsprogramm, Einleitung in den Themenschwerpunkt, in: ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung, 18, Heft 2, 173-189. https://doi.org/10.3224/zqf.v18i2.01

Dimbath, Oliver (2014): Oblivionismus. Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft, Soziologie, Konstanz, München: UVK-Verl.-Ges.

Dimbath, Oliver und Michael Heinlein (2015): Gedächtnissoziologie. UTB, Bd. 4172, Paderborn: Fink. https://doi.org/10.36198/9783838541723

Eribon, Didier (2017): Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten, Wege, Edition Suhrkamp Sonderdruck. Berlin: Suhrkamp.

Eribon, Didier (2020[20]): Rückkehr nach Reims. Übersetzt von Tobias Haberkorn, Edition Suhrkamp, Berlin: Suhrkamp.

Ernaux, Annie (2023): Die Jahre. Übersetzt von Sonja Finck, Berlin: Suhrkamp.

Gamper, Markus und Annett Kupfer (2023): Klassismus. Einsichten, Themen der Soziologie, UTB, Bd. 5927, Stuttgart: utb. https://doi.org/10.36198/9783838559278

Garz, Detlef, Ulrike Nagel und Anja Schröder-Wildhagen (Hg.) (2018): Biographische Erfahrungen im Sozialismus. Analysen des Lebens im „so anderen Land" der DDR, Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung, Bd. 1, Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0fn9

Geulen, Dieter (1998): Politische Sozialisation in der DDR. Autobiographische Gruppengespräche mit Angehörigen der Intelligenz, Opladen: Leske + Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-322-99924-5

Glaser, Barney Galland und Anselm L. Strauss (2006): The discovery of grounded theory. New Brunswick: Aldine.

Graf, Angela (2015): Die Wissenschaftselite Deutschlands. Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013, Zugleich Dissertation Technische Universität Darmstadt 2014, Frankfurt am Main: Campus-Verlag.

Gubrium, Jaber und James Holstein (2010): Narrative Ethnography. In: Sharlene Nagy Hesse-Biber und Patricia Leavy (Hg.): Handbook of emergent methods. New York, London: Guilford, 241-264.

Haag, Hanna und Lotte Rose (2024): Geschlechterkonstrukte in den Autobiografien ostdeutscher Wissenschaftler*innen. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 497-524.

Haag, Hanna (2022): Biographische Entwertung – wertvolle Biographien. Ostdeutsche Narrative symbolischer und sozialer Abwertung nach 1989, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 33, Heft 1, 46-69. https://doi.org/10.3224/bios.v33i1.03

Halbwachs, Maurice (1967): Das kollektive Gedächtnis. Übersetzt von Holde Lhoest-Offermann, Fischer Wissenschaft, Bd. 7359, Frankfurt am Main: Fischer.

Hanses, Andreas (2010): Biographisches Wissen. Heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten, in: Birgit Griese (Hg.): Subjekt – Identität – Person?. Reflexionen zur Biographieforschung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 251-269. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92488-5_12

Hartmann, Jörg (2024): Gleiche Teilhabe oder dauerhafte Nachteile?. Die Chancen von Ostdeutschen auf Führungspositionen, in: Zeitschrift für Soziologie, 53, Heft 1, 25-42. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2024-2004

Heinze, Carsten (2010): Zum Stand und den Perspektiven der Autobiographie in der Soziologie. Sozialkommunikative Konzepte zur Beschreibung einer literarischen Gattung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 23, Heft 2, 201-232.

Heß, Pamela (2014): Geschichte als Politikum. Öffentliche und private Kontroversen um die Deutung der DDR-Vergangenheit, Zugleich Dissertation Universität Frankfurt am Main 2014, Baden-Baden: Nomos Verlag.

Hilmar, Till (2023): Deserved. Economic memories after the fall of the Iron Curtain, New York: Columbia University Press. https://doi.org/10.7312/hilm20978

Hofmann, Michael (2010): Das sozialstrukturelle Erbe der DDR. Sozialistisches Establishment und traditionelle Volksmilieus, in: Joachim Klose (Hg.): Wie schmeckte die DDR? Wege zu einer Kultur des Erinnerns, Leipzig: Evangelische Verlags-Anstalt, 70-81.

Holdenried, Michaela (2000): Autobiographie. Reclams Universal-Bibliothek Literaturstudium, Bd. 17624, Stuttgart: Philipp Reclam jun.

Jungbauer-Gans, Monika und Christiane Gross (Hg.) (2010): Soziologische Karrieren in autobiographischer Analyse. VS Research: Forschung und Entwicklung in der Analytischen Soziologie, Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92322-2

Kallmeyer, Werner und Fritz Schütze (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. in: Dirk Wegner (Hg.): Gesprächsanalysen: Vorträge, gehalten anlässlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik, Bonn, 14.-16. Oktober 1976, Forschungsberichte des Instituts für Kommunikationsforschung und Phonetik der Universität Bonn, Bd. 65: Reihe 1, Kommunikationsforschung, Hamburg: Buske, 159-274.

Keil, Maria (2018): Zur Reproduktion sozialer Ungleichheit im Feld der Wissenschaft. In: Berliner Journal für Soziologie, 28, Heft 3-4, 457-478. https://doi.org/10.1007/s11609-019-00379-1

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37, Heft 1, 1-29.

Kollmorgen, Raj (2017): Ostdeutsche in den Eliten. Problemdimensionen und Zukunftsperspektiven, in: Deutsche Gesellschaft e. V. (Hg.): Ostdeutsche Eliten. Träume, Wirklichkeiten und Perspektiven, Online-Publikation, Berlin, 54-65. Online als PDF: https://www.deutsche-gesellschaft-ev.de/images/veranstaltungen/konferenzen-tagungen/2017-pb-ostdeutsche-eliten/Deutsche_Gesellschaft_eV_Broschuere_Ostdeutsche_Eliten.pdf

Kollmorgen, Raj (2024): Ostdeutsche Wissenschaftselite. Noch immer ein Oxymoron?, in: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 41-73.

Kordaß, Anne-Kristin (2022): Who is living in the post?. Perspektiven von Akademiker*innen aus der DDR auf die deutsche Wiedervereinigung und Nachwendezeit, in: Berliner Blätter, 85, Heft 3, 49-60.

Lahusen, Christiane (2010): Umbrucherzählungen in Nachwendeautobiographien. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 23, Heft 2, 256-266. https://doi.org/10.1515/transcript.9783839425855

Lahusen, Christiane (2013): Zukunft am Ende. Autobiographische Sinnstiftungen von DDR-Geisteswissenschaftlern nach 1989, Histoire, Bd. 52, Bielefeld: transcript.

Laufenberg, Mike (2016): Soziale Klassen und Wissenschaftskarrieren. Die neoliberale Hochschule als Ort der Reproduktion sozialer Ungleichheiten, in: Nina Baur, Christina Besio, Maria Norkus und Grit Petschick (Hg.): Wissen – Organisation – Forschungspraxis. Der Makro-Meso-Mikro-Link in der Wissenschaft, Edition Soziologie, Weinheim, Basel: Beltz Juventa, 580-625.

Lengfeld, Holger (2019): „Kaum Posten für den Osten“. Das Ausmaß und mögliche Ursachen der Unterrepräsentanz von Ostdeutschen auf Führungspositionen in Ostdeutschland, in: Deutschland Archiv, 10.9.2019, www.bpb.de/296773 (15.6.2024).

Leonhard, Nina (2016): Integration und Gedächtnis. NVA-Offiziere im vereinigten Deutschland, Köln: Herbert von Halem Verlag.

Leonhard, Nina, Gerd Sebald und Hanna Haag (2023): Biografie. In: Mathias Berek, Kristina Chmelar, Oliver Dimbath, Hanna Haag, Michael Heinlein, Nina Leonhard, Valentin Rauer und Gerd Sebald (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Gedächtnisforschung. Bd. 2: Felder, Praktiken und Methoden, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH; Springer VS, 1-16.

Louis, Édouard (2021): Die Freiheit einer Frau. Übersetzt von Hinrich Schmidt-Henkel, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag.

Luhmann, Niklas (1998[11]): Die Gesellschaft der Gesellschaft. 2 Bd., Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1360, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Martens, Bernd (2024): Die Transformation des ostdeutschen Hochschulsystems – die Wiederkehr des akademischen Hasards, in: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 75-100.

Matthäus, Sandra und Daniel Kubiak (2015): Neue Perspektiven auf „den Osten" jenseits von Verurteilung und Verklärung – Eine Einleitung. In: Dies. (Hg.): Der Osten. Neue Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf einen komplexen Gegenstand jenseits von Verurteilung und Verklärung, Wiesbaden: Vieweg, 1-15. https://doi.org/10.1007/978-3-658-06401-3_1

Mau, Steffen (2019): Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft, Berlin: Suhrkamp. https://doi.org/10.1007/s11577-010-0118-x

Mau, Steffen und Denis Huschka (2010): Who is Who?. Die Sozialstruktur der Soziologie-Professorenschaft in Deutschland, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 62, Heft 4, 751-766.

Mazzei, Lisa A. und Alecia Y. Jackson (2009): Introduction. The limit of voice, in: Alecia Youngblood Jackson und Lisa A. Mazzei (Hg.): Voice in qualitative inquiry. Challenging conventional, interpretive, and critical conceptions in qualitative research, London: Routledge, 1-13. https://doi.org/10.5149/9780807898611_mazzei.4

Miethe, Ingrid (2007): Der Mythos der Chancengleichheit. Die Bildungspolitik der DDR zwischen Gegenprivilegierung, Machtsicherung und Reproduktion von Ungleichheit, in: Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat, Bd. 21, 35-54.

Miethe, Ingrid (2020): Bildung, soziale Ungleichheit und Biografie. Ein konzeptioneller Aufriss, in: Dominik Wagner-Diehl, Birthe Kleber und Katharina Kanitz (Hg.): Bildung, Biografie, Ungleichheit. Beiträge der Biografieforschung zum Verhältnis von Bildung und sozialer Ungleichheit, Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, 17-40. https://doi.org/10.2307/j.ctv153k5bx.4

Miethe, Ingrid (2024): Biografieforschung über Ostdeutschland. Eine Forschung wie jede andere?, in: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 101-126.

Miethe, Ingrid, Regina Soremski, Maja Suderland, Heike Dierckx und Birthe Kleber (2015): Bildungsaufstieg in drei Generationen. Zum Zusammenhang von Herkunftsmilieu und Gesellschaftssystem im Ost-West-Vergleich, Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0225

Möller, Christina (2015): Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten und Universitätsprofessorinnen und -professoren, Bildungssoziologische Beiträge, Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Oschmann, Dirk (2023): Der Osten. Eine westdeutsche Erfindung, Berlin: Ullstein.

Pasternack, Peer (2024): Die Hochschulen in der DDR, dann Ostdeutschland. Ein Historischer Abriss, in: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 17-39.

Reuter, Julia (2024): (M)Ein Blick auf ostdeutsche Wissenschaftskarrieren, in: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 525-547.

Reuter, Julia und Oliver Berli (2023): „Das Elend der Welt" und seine Zumutungen. Überlegungen zu einem Genre engagierter Sozialforschung, in: ZTS – Zeitschrift für Theoretische Soziologie, 2023, Heft 2, 304-324. https://doi.org/10.3262/ZTS2302304

Reuter, Julia, Markus Gamper, Christina Möller und Frerk Blome (Hg.) (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft, autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 54, Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839447789

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Zugleich Habilitationsschrift Gesamthochschule Kassel 1993, Frankfurt am Main, New York: Campus Verlag.

Rosenthal, Gabriele (2000): Historische und familiale Generationenabfolge. In: Martin Kohli und Marc Szydlik (Hg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Lebenslauf – Alter – Generation, Bd. 3, Opladen: Leske + Budrich, 162-178. https://doi.org/10.1007/978-3-663-01318-1_9

Sabrow, Martin (2010): Die DDR erinnern. In: Ders. (Hg.): Erinnerungsorte der DDR. München: Beck, 9-25.

Schluchter, Wolfgang (1993): Der Um- und Neubau der Hochschulen in Ostdeutschland. Ein Erfahrungsbericht am Beispiel der Universität Leipzig, in: Hochschule Ost, 1993, Heft 9, 5-18.

Schüle, Annegret, Thomas Ahbe und Rainer Gries (Hg.) (2006): Die DDR aus generationengeschichtlicher Perspektive. Eine Inventur, Leipzig: Leipziger Universitäts-Verlag.

Schulze, Winfried (1996): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte?, in: Ders. (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 2, Berlin: Akad.-Verl., 11-30. https://doi.org/10.1524/9783050047997

Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, Heft 3, 283-293.

Schütze, Fritz (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli und Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart: J.B. Metzler, 78-117. https://doi.org/10.1007/978-3-476-03188-4_5

Schütze, Fritz (2014): Kollektiva in der Identitätsentwicklung. In: Detlef Garz und Boris Zizek (Hg.): Wie wir zu dem werden, was wir sind. Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte, Wiesbaden: Springer VS, 115-188. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03539-6_5

Schützeichel, Rainer (2003): Sinn als Grundbegriff bei Niklas Luhmann. Campus Forschung, Bd. 852, Frankfurt am Main: Campus.

Schwalbe, Michael, Sandra Godwin, Daphne Holden, Douglas Schrock, Shealy Thompson und Michele Wolkomir (2000): Generic Processes in the Reproduction of Inequality. An Interactional Analysis, in: Social Forces, 79, Heft 2, 419-452. https://doi.org/10.1093/sf/79.2.419

Sengert, Horst (1998): Soziale und kulturelle Fremdheit. Zur Differenzierung von Fremdheitserfahrungen am Beispiel ostdeutscher Wissenschaftler, in: Zeitschrift für Soziologie, 27, Heft 1, 18-38. https://doi.org/10.1515/zfsoz-1998-0102

Smith Ochoa, Christopher und Taylan Yildiz (2022): Narrative sozioökonomischer Ungleichheit. Ein Überblick, in: Zeitschrift für Politikwissenschaft, 32, Heft 1, 3-14. https://doi.org/10.1007/s41358-022-00313-7

Solga, Heike (1995): Die Etablierung einer Klassengesellschaft in der DDR: Anspruch und Wirklichkeit des Postulats sozialer Gleichheit. In: Johannes Huinink und Karl Ulrich Mayer (Hg.): Kollektiv und Eigensinn. Lebensverläufe in der DDR und danach, Berlin: Akademie Verlag, 45-88. https://doi.org/10.1524/9783050071497.45

Trappe, Heike (1995): Emanzipation oder Zwang?. Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik, Berlin: De Gruyter. https://doi.org/10.1515/9783050071510

Trappe, Heike (2024): Bezüge zur Ungleichheitsforschung. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 451-472.

Truschkat, Inga (2018): Diskurstheoretische Ansätze der Biographieforschung. In: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung. Wiesbaden: Springer VS, 127-138. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18171-0_11

Weber, Petra (2021): Die Gesellschaft der DDR im Widerstreit. Offene Fragen und Forschungspotenziale, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, 69, Heft 2, 306-320. https://doi.org/10.1515/vfzg-2021-0019

Zapf, Wolfgang (1994): Modernisierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation. Soziologische Aufsätze 1987 bis 1994, Herausgegeben vom Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Berlin: Edition Sigma.

Zimmer, Lena M. (2021): Bildungsaufstiege in der Wissenschaft. Zur Nicht-Reproduktion sozialer Ungleichheit beim Übergang von der Junior- auf die Lebenszeitprofessur, in: Zeitschrift für Soziologie, 50, Heft 6, 415-433. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2021-0025

QUELLEN

Beige, Almut (2024): Auf der Suche nach einer eigenen Identität. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 147–160.

Eckert, Rainer (2024): Von der Außenlinie zum Elfmeterpunkt. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 161–181.

Lohr, Karin (2024): Eine Karriere zwischen institutionellen Regeln und glücklichen Zufällen. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 217–234.

Miethe, Ingrid (2024): Statistisch gesehen gibt es mich eigentlich nicht. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 235–250.

Oschmann, Dirk (2024): No Straight Story. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 271–287.

Porath, Jane (2024): Think-Big – oder wie ich erst lernen musste, mein eigenes Role Model zu sein. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 323–339.

Schiefner-Rohs, Mandy (2024): (M)ein Vorname. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 341–354.

Weber, Jena (2024): Biographiefraktur. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 415–424.
Will, Rosemarie (2024): Juristin in zwei Systemen. In: Laura Behrmann, Markus Gamper und Hanna Haag (Hg.): Vergessene Ungleichheiten. Biographische Erzählungen ostdeutscher Professor*innen, Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 77, Bielefeld: transcript, 425–448.

Zusammenfassung

In diesem Beitrag analysieren wir 18 Autosoziobiographien, geschrieben von Professor*innen, die zwischen 1942 und 1982 in der DDR geboren wurden. Als Grundlage für das Verfassen der autobiographischen Texte diente der Impuls, den Weg zur Professur vor dem Hintergrund des Aufwachsens in der DDR zu beschreiben. Wir fragen, inwiefern Erfahrungen sozialer Benachteiligung in der DDR-Gesellschaft sowie im Zuge der Systemtransformation in diesen Autobiographien konserviert oder aktiv neu ausgehandelt werden (mussten). Analytisch interessiert uns daran, welche Dimensionen sozialer Ungleichheit wie vergessen und erinnert werden. Der Beitrag verbindet somit mikrosoziologische Perspektiven der Ungleichheitsforschung mit biographietheoretischen Überlegungen und Aspekten sozialer Gedächtnisforschung. Am Beispiel der Intersektion von Benachteiligungsdimensionen lässt sich die Verwobenheit von individuellem und sozialem Gedächtnis herausarbeiten. Dabei zeigt sich, dass das Vergessen zu einem funktionalen Konstruktionsprozess von Autobiographien gehört, insbesondere dann, wenn kollektiv verhandeltes Wissen einbezogen werden muss. Diskussionswürdig ist damit abschließend, welche Phänomene und Prozesse sozialer Benachteiligung über autobiographische Erfahrungen zugänglich gemacht werden können.

In this article, we analyse 18 autobiographies written by professors born in the GDR between 1942 and 1982. The impetus for writing autobiographical texts was to describe the path to professorship against the background of growth in the GDR. We ask to what extent experiences of social disadvantage in GDR society and in the course of the transformation of the system are (had to be) preserved or actively renegotiated in these autobiographies. Analytically, we are interested in which dimensions of social inequality are forgotten and remembered, and how. This article thus combines the micro-sociological perspectives of inequality research with biographical theoretical considerations and aspects of social memory research. Using the example of the intersection of the dimensions of disadvantage, the interweaving of individual and social memory can be determined. This shows that forgetting is part of the functional construction process of autobiographies, especially when collectively negotiated knowledge must be included. In conclusion, it is worth discussing which phenomena and processes of social disadvantage can be made accessible through autobiographical experience.